

Christo Brand mit Barbara Jones

MANDELA
Mein Gefangener,
mein Freund

Aus dem Englischen übersetzt
von Michael Bayer, Sigrid Schmid und Wolfram Ströle

Residenz Verlag

Die Liliesleaf-Farm war das geheime Hauptquartier seiner Leute, die dort im Schutz der Dunkelheit arbeiteten. Doch die stets wachsamen Sicherheitspolizei schöpfte Verdacht und spürte sie auf. Am Nachmittag des 11. Juli 1963 fuhren schwer bewaffnete Polizisten im Lieferwagen einer Wäscherei durch das Tor der Farm. Sie nahmen alle fest, die sich auf dem Gelände aufhielten, und fingen weitere Mitglieder ab, die nach und nach dort eintrafen. Am Abend wurde die Aktion im Rundfunk als großer Erfolg gefeiert. Die wichtigsten Mitglieder des bewaffneten Flügels des ANC seien bei einem Umsturzversuch gegen das Apartheidregime festgenommen, detaillierte Pläne und jede Menge Waffen als Beweismaterial sichergestellt worden. Zweifel an der Schuld der Festgenommenen gebe es keine.

Mandela und seine Gefährten wussten, was auf sie zukam. Ihre einzige Hoffnung war, den Prozess als öffentliche Plattform für ihre Sache zu verwenden. Als Mandela die Stufen zur Anklagebank hinaufstieg, drehte er sich zu den Zuschauern um und hob die geballte Faust. »Amandla!«, rief er. Die Antwort seiner Anhänger fiel ohrenbetäubend laut aus.

Mandela lehnte ein Kreuzverhör ab und beschrieb stattdessen in einer vierstündigen Rede von der Anklagebank aus, wer er war und warum er und seine Kameraden sich gezwungen gesehen hatten, den Kampf gegen das Apartheidregime mit Gewalt zu führen. Er räumte ein, dass der militärische Flügel des ANC *Umkhonto we Sizwe* Sabotageakte auf staatliche Einrichtungen durchgeführt hatte, fügte aber hinzu, man habe möglichst keine Menschenleben gefährden wollen. Er hoffe, für sein Ideal eines freien Landes für alle Südafrikaner leben zu können, sei notfalls aber auch bereit, dafür zu sterben. Seine Anwälte hatten ihm davon abgeraten, die Rede zu halten. Ihrer Meinung nach provozierte er das Gericht damit zur Verhängung der Todesstrafe.

Auch der prominente Schriftsteller Alan Paton, der Autor von *Denn sie sollen getröstet werden*, setzte sich in einer Rede für Strafmilderung ein. Südafrika, sagte er dem Richter, habe seiner Überzeugung nach nur dann eine Zukunft, wenn man Mandela und seinen Mitangeklagten gegenüber Milde walten lasse.

Die Angeklagten selbst machten sich keine Hoffnung und rechneten mit der Todesstrafe. Zu lang war die Liste der Anklagepunkte, darunter Umsturzversuch, Geldzuwendungen aus dem Ausland für revolutionäre Umtriebe, Munitionsbeschaffung, Rekrutierung für den Guerillakampf, Aufforderung an ausländische Truppen, im Land einzufallen, und Sabotage staatlicher Einrichtungen. Die Angeklagten hatten beschlossen, sich im Fall eines Todesurteils mit ihrer Hinrichtung abzufinden und keine Berufung einzulegen.

Als in dem bis auf den letzten Platz besetzten, totenstillen Gerichtssaal dann die lebenslangen Haftstrafen verkündet wurden, rief ein Mitstreiter Mandelas – Denis Goldberg – spontan: »Leben! Leben ist wunderbar!«

Mandela und die anderen ANC-Führer wurden nach Robben Island gebracht,

wo sie nur die »Rivonier« genannt wurden. Mandela sollte die folgenden siebenundzwanzig Jahre im Gefängnis verbringen, achtzehn davon auf der Insel.

Von meiner Ausbildung zum Gefängniswärter kannte ich nur Kriminelle, die Mitglied einer Bande waren und Gesichtsnarben und Tätowierungen hatten. Als ich auf Robben Island in Block B kam, wo Nelson Mandela und die anderen inhaftiert waren, erstaunte mich ihr Aussehen und ihre ruhige Art.

Ich fragte den diensthabenden Sergeant: »Was sind das für Verbrecher?«

Er erwiderte, es handle sich nicht um gewöhnliche Verbrecher, sondern um Terroristen, die die Regierung stürzen wollten.

Sie seien keine Diebe. Ich könnte mein Geld oder etwas zu essen auf einem Tisch im Block liegen und die Tür offen stehen lassen und keiner würde es nehmen. Das Einzige, was sie wollten, seien Nachrichten. Sie bekämen keine Zeitungen oder andere Informationen zu Ereignissen in der Welt draußen.

Der Sergeant versicherte, es handle sich nicht um abgebrühte Verbrecher, Mörder und Vergewaltiger. Doch seien sie fest entschlossen, uns in die Luft zu sprengen, die Weißen auszurotten und die Regierung zu stürzen.

Entsprechend fühlte ich mich verpflichtet, die Männer zu hassen. Ich wollte nur meine Arbeit tun, die Häftlinge einschließen und den Kontakt mit ihnen ansonsten auf ein Minimum beschränken.

Doch als ich den Block betrat, standen einige Häftlinge, alte Leute, auf, um uns zu begrüßen. Von Mandela hatte ich damals noch nie gehört. Ich betrachtete sie genauer und sah keine Tätowierungen, keine Erkennungszeichen wie bei den Mitgliedern der berühmtesten Gefängnisbanden, den 26ern oder den 28ern. Ich ging zu den Zellen weiter und fragte einen Sergeant, ob er Angst vor den Häftlingen habe.

»Ach was«, sagte er, »die tun dir nichts. Die sind ganz locker drauf, die haben lebenslänglich.«

Er erzählte mir vom Rivonia-Prozess, aber ich konnte damit nichts anfangen. Was mich betraf, waren das nur Terroristen, die im Gefängnis saßen. Von ihren politischen Überzeugungen wusste ich nichts.

Ich sah allerdings, dass sie diszipliniert lernten und alles blitzblank geputzt war, ganz anders als in gewöhnlichen Gefängnissen, in denen alles vor Schmutz starrte. Hier war alles aufgeräumt und sauber und die Zellen rochen frisch.

Ich war auch überrascht, als mich der erste Rivonier, Andrew Mlangeni, auf Afrikaans begrüßte – über den Gruß an sich und darüber, dass er unsere Sprache gebrauchte. Allerdings war es uns streng verboten, mit den Gefangenen Vertraulichkeiten auszutauschen, deshalb ließ ich die höflichen Begrüßungen lange Zeit nur über mich ergehen und erlaubte keine Gespräche über Briefe oder Besuche. Es gab keine Unterhaltung.

Dann musste ich eines Tages Mandela in das dreihundert Meter entfernte Besucherzentrum begleiten. Ich erlebte ihn zum ersten Mal allein und nicht mit

anderen zusammen. Er war ruhig und würdevoll, eine imponierende Erscheinung in makelloser Sträflingskleidung, groß, schlank und aufgrund seiner täglichen Gymnastik fit.

Zu meiner großen Überraschung versuchte er nicht, mit mir über Politik zu reden, und fragte auch nicht nach der Welt draußen. Er wollte nur wissen, woher ich kam, ob meine Eltern noch lebten und ob ich Geschwister hätte.

Ich erzählte ihm, wie ich aufgewachsen war, und er sagte etwa: »Ah, das ist gut.« Er freute sich zu hören, dass ich meinen Eltern und Verwandten nahestand. Ich erzählte, dass ich auf einer Farm gelebt hätte und die Stadt mir eher fremd sei, dass wir aber in die Stadt gezogen seien und mein Vater bei der Eisenbahn arbeitete.

Es war unsere erste Unterhaltung. Gespräche mit den Gefangenen waren in Block B nicht erlaubt. Möglich wurde es in diesem Fall nur dadurch, dass er ein wenig vorausging und uns im Freien keiner hören konnte.

Wir unterhielten uns im Gehen weiter. Er fragte, ob ich Sport machte, und ich erzählte, dass ich joggte und gerne Badminton spielte. Er lächelte und nickte und sagte, Bewegung sei gut für die Gesundheit und die Moral. Dann fragte er mich noch, ob ich studierte. Ich sagte, ich würde mich im Strafvollzug weiterbilden, um befördert zu werden.

Er benahm sich väterlich und fürsorglich und bat mich, doch bitte meine Eltern zu grüßen, wenn ich sie das nächste Mal sah. Er fragte mich auch nach Freundinnen, worauf ich antwortete, dass ich verschiedene hätte. Das schien er zu missbilligen, denn er sagte, ich sollte mir Zeit lassen und dann die Richtige wählen. Als wir nach dem Besuch in den Block zurückkehrten, dankte er mir für das nette Gespräch und äußerte die Hoffnung, wir könnten uns wieder einmal unterhalten, wenn wir allein seien.

Dieser erste Austausch war für mich eine Offenbarung. Im Zusammenhang mit Mandela hatte ich bisher nur an die Aufstände, Bombenattentate und Brandstiftungen in Südafrika gedacht und an die Umsturzversuche. Doch jetzt unterhielt Mandela sich mit mir über meine Familie und andere ganz normale, persönliche Dinge. Er schien sich wirklich für mich zu interessieren – eine ganz neue Erfahrung, dieses Interesse an meiner Person und nicht nur an meiner Funktion als Gefängniswärter. Es war unmöglich, nicht von ihm fasziniert zu sein, diesem kraftvollen Menschenführer, der zu lebenslanger Zwangsarbeit und Einzelhaft verurteilt worden war und doch nicht verbittert oder wütend wirkte.

Ich war einer von vier Wärtern, die täglich Kontakt mit Mandela hatten. Wir sorgten dafür, dass er beschäftigt war. Ich war während der Zeit auf Robben Island immer bestrebt, ihn genauso zu behandeln wie die anderen Gefangenen, aber wenn ich mit ihm allein war, fühlte ich mich unweigerlich zu ihm hingezogen. Ich hörte ihm zu, wenn er etwas sagte, und bekam immer größeren Respekt vor seinen Ansichten. Er bedeutete mir immer mehr. Es gab Möglichkeiten, die Vorschriften zu umgehen, um ihm das Leben zu erleichtern, aber ich musste aufpassen. Ich

wusste, dass alles, was auf der Insel passierte, überwacht und gemeldet wurde.

Ich hatte mir angewöhnt, meinen Angehörigen nichts von meiner Arbeit zu erzählen. Einmal, als ich nach drei Monaten wieder für ein Wochenende zu Hause war, kam mein Onkel zu Besuch. Er fragte, ob ich einem gewissen Nelson Mandela begegnet wäre. Ich antwortete, Mandela sei nur einer von mehreren Häftlingen und ich dürfe nicht über Details sprechen. Wie sich herausstellte, hatte mein Onkel gefragt, weil er nicht wusste, ob Mandela nicht schon längst tot war. In Südafrika hatte man nach seiner Verurteilung 1964 nichts mehr von ihm gehört. Die Behörden hatten gründliche Arbeit geleistet und ihn spurlos verschwinden lassen. Unter keinen Umständen sollten sich seine revolutionären Ideen in der schwarzen Mehrheit der Bevölkerung festsetzen.

Auch wenn wir auf der Insel Veranstaltungen mit auswärtigen Gästen hatten, fragte man uns nach Mandela, aber wir antworteten darauf nichts. An einem Abend sprach ein Wärter, der getrunken hatte, über Mandela. Am nächsten Tag musste er gehen. Er wurde für vier Jahre versetzt, was uns in Schwierigkeiten brachte. Wir brauchten ihn, denn er sprach als Einziger von uns Xhosa.

Das Sprachproblem war ein weiterer Grund, warum man mich und andere junge Gefängniswärter auf der Insel eingesetzt hatte. Wir waren gebildet und sprachen außer Afrikaans auch noch Englisch, das die Gefangenen verstanden. Wir waren einundzwanzig, eine größere Gruppe als sonst, weil die Einstellungskriterien für Gefängniswärter kurz zuvor geändert worden waren. Vor unserer Zeit wurden die Wärter für Robben Island nach Körpergröße ausgewählt. Sie mussten mit den Gefangenen fertigwerden und sie einschüchtern, ihnen Angst machen. Verständigen konnten sie sich mit ihnen kaum, weil sie nur Afrikaans sprachen. Oft verstanden die Gefangenen ihre Befehle gar nicht.

Wir waren also wegen unserer sprachlichen Fähigkeiten hier. Aber jeder Weiße, der sich zu großer Nähe zu einem Schwarzen oder Farbigen verdächtig machte, zog automatisch Misstrauen auf sich. Eines Tages wurden drei von uns – die Wärter Smuts, Terreblanche und ich – in das Gefängnisbüro gerufen, wo uns einige Regierungsvertreter befragten. Wir waren nervös und befürchteten Ärger.

Der leitende Offizier des Gefängnisses wollte wissen, wie es uns mit Mandela erging. Smuts wurde als Erster hineingerufen. Wie er mir danach erzählte, antwortete er: »Mandela ist ein Politiker, ein politisch denkender Mensch, der für sein Volk kämpft.«

Die Regierungsvertreter waren darüber hell empört. Sie sprangen auf und sagten, Smuts könne nicht mehr in Block B arbeiten. Sie jagten ihn praktisch aus dem Büro hinaus. Smuts erzählte mir das, während Terreblanche befragt wurde, deshalb war ich, als ich dran war, auf die Frage vorbereitet.

Tatsächlich kam das Gespräch schnell auf Mandela und was ich von ihm hielt. Ich zuckte nur gleichgültig mit den Schultern und sagte: »Ich finde, man hätte ihn damals aufhängen sollen. Er macht uns nur das Leben schwer und ärgert uns mit

grundlosen Beschwerden. Man hätte ihn gar nicht hierherbringen sollen.«

Das gefiel ihnen. Sie sagten, ich solle weiterhin so gute Arbeit leisten. Ich sollte mich nicht mit den Häftlingen anlegen, sondern nur meine Arbeit tun und mich an die Vorschriften halten. Wer in Block B arbeiten wollte, durfte keine politische Meinung haben.

Als Belohnung für meine tadellosen Antworten wurde ich zur Zensurstelle versetzt, wo ich ironischerweise noch viel mehr über Mandela und seine angeblich so gefährlichen Genossen erfuhr und feststellte, wie menschlich sie dachten. Statt schreckliche Geheimnisse aufzudecken, fühlte ich mich nur noch mehr zu ihnen hingezogen. Die Behörden hatten die Auswirkung der Isolation auf eine kleine Gruppe wie unsere nicht bedacht. Weder Wärter noch Häftlinge konnten ihr entkommen. Ironischerweise führte das dazu, dass die Beziehung zu den Gefangenen für uns immer wichtiger wurde.

Es waren kleine Dinge, die diese Beziehung begründeten und uns einander menschlich näherbrachten. Ich pflegte Mandela bei der Arbeit in seinem kleinen Garten zuzusehen, in dem er Zwiebeln, Tomaten, Spinat und Auberginen anpflanzte. Da das Wasser aus dem Bohrloch der Insel sehr sauer war, fing er mit Eimern Regenwasser auf. Als Erstes nahm mich die Art, wie er mit seinen Pflanzen umging und in seinem Garten Ruhe suchte, für ihn ein. Er erzählte, dass auch er aus einer ländlichen Gemeinschaft komme. Und plötzlich besprach ich mit ihm, wie man die Pflanzen vor Insekten und den schrecklichen Südostwinden schützen konnte, die Kapstadt und die Insel heimsuchten. Ich brachte ihm Netze und wir überlegten gemeinsam, wie wir besonders empfindliche Pflanzen der Unbill des Wetters entziehen konnten.

Man musste sich von einem Mann angezogen fühlen, der eine solche Würde und Demut ausstrahlte und sich auf Anordnung eines Teenagers bereitwillig hinkniete und den Gang hinter seiner Zelle vom Taubenkot säuberte.

»Mr Brand«, sagte er bei dieser Gelegenheit, »der Dünger ist für meinen Garten sehr gut. Ich tue das gern.«

Ein anderes Mal hatte er ein Beratungsgespräch mit einer jungen indischen Anwältin, Priscilla Jana. Ich saß als Bewacher vor der Tür. Laut Vorschrift musste ein Häftling sich mit seinem Anwalt beraten können, ohne dass ein Wärter mithörte. Aber natürlich waren sowieso alle Räume verwandt.

Ich wollte mich mit einem Blick durch das kleine Beobachtungsfenster vergewissern, dass alles in Ordnung war, da sah ich, dass Miss Jana um den Tisch zu Mandelas Seite gegangen war. Ich ging hinein und sagte ihr, dass das verboten sei. Dabei entdeckte ich, dass sie Mandela Schokolade zugesteckt hatte. Ich musste ihr die Schokolade wegnehmen, worauf sie sehr wütend wurde und mich anschrie. Ich sagte ihr, ich würde die Schokolade aufbewahren und sie ihr beim Verlassen des Gefängnisses im Büro zurückgeben.

Mandela bat sie, sich zu beruhigen. Er sagte: »Der Mann tut nur seine Arbeit. Er